Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 44 Leipzig, den 1. November 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Die höchste Instanz in sittlichen Fragen. Betrachtungen zum ersten Korintherbriefe 5 — Maßregeln gegen Umsturzbestrebungen: 2 — Der christliche Staat und seine Zukunft — Stimmungsbilder vom Sozialdemokratischen Parteitage: 1 — Hans Sachs. Zu seinem vierhundertjährigen Geburtstage am 5. November 1894. Erste Hälfte — Die Botschaft Tolstois: 11. Bekenntnisse — Verschiedenes: Volksrundschau und kein Ende; Der Brief des Apostels Paulus an die Jakober — Anzeigen

Die höchste Instanz in sittlichen Fragen

Betrachtungen zum ersten Korintherbriefe 5*)

Mir ist es ein Geringes, daß ich von euch gerichtet werde oder von einem menschlichen Tage; auch richte ich mich selbst nicht. Ich bin mir wohl nichts bewußt, aber darinnen bin ich nicht gerechtfertigt; der Herr ist es aber, der mich richtet. 1. Kor. 4, 3 f.

Drei Auktoritäten unterscheidet der Apostel, die über Recht und Unrecht zu befinden haben: das Urteil der Menschen, das Urteil des eignen Gewissens, das Urteil Gottes. Aber nur das letzte ist untrüglich; die beiden ersten können irren.

Daß die Menschen auch in ihrer Meinung über Gut und Böse irren können, mannichfach geirrt haben und fort und fort irren, das bedarf kaum eines Beweises. Sagen doch unsre Dichter geradezu:

> Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen
> Und das Erhabne in den Staub zu ziehn —

oder:

> Die wenigen, die was davon erkannt,
> Die thöricht gnug ihr volles Herz nicht wahrten,
> Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
> Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.

Ja ein englischer Philosoph hat umgekehrt den Satz aufgestellt: wenn eine Lehre der großen Menge gefällt, dann ist sie sicher falsch. Das Sprichwort: Volksstimme, Gottesstimme, ist eben, wie so viele andre, öfter falsch als wahr. Was hat nicht alles für erlaubt, ja für selbstverständlich gegolten; was gilt nicht jetzt noch für ehrenvoll, ja für sittlich! Und wie ist wiederum umgekehrt jede neue, höhere, reinere Anschauung bisher immer von der öffentlichen Meinung verworfen, bekämpft, verhöhnt worden. Als unser Herr sich selbst aufopferte im Dienste seiner Brüder, da erklärten ihn selbst seine Angehörigen für von Sinnen; als Paulus vor Festus und Agrippa in glühender Begeisterung seinen Beruf schilderte, da rief ihm jener zu: Paule, du rasest; als Luther durch seine Möncherei keinen „gnädigen Gott kriegen“ konnte, sagte Kajetan von ihm, er habe wunderliche Spekulationen im Kopfe; als in unsern Tagen Björnson oder auch Tolstoi neue und doch uralte sittliche Forderungen erhoben, da hat sie die tonangebende Kritik einfach für verrückt erklärt. Jeder, der bisher das moralische Urteil der Menschheit läuterte, ist zunächst ausgelacht worden; jeder, der einen neuen großen Gedanken zu vertreten hat, muß sich darauf gefaßt machen, zunächst ausgelacht zu werden.

Wir pflegen dem gegenüber uns und andre damit zu trösten, daß doch das Gewissen uns oder ihnen Recht gäbe. Aber hat es wirklich auch immer Recht? Ich spreche nicht von den Fällen, wo das Gewissen überhaupt nicht mehr redet, wo es eingeschläfert, vielleicht ertötet ist; aber hat es nicht auch da, wo es redet, oft genug falsch geraten? Schon Kant warf die Frage auf, ob nicht auch die Inquisitoren ihr Gewissen geheißen habe, die Ketzer zu verbrennen, und wenn er sich diesem Zugeständnis noch zu entziehen suchte, so werden wir es doch machen müssen. Wir haben es ja selbst schon manchmal erlebt, daß uns unser Gewissen etwas gebot, das wir später doch als das Verkehrte erkannten.

> Ein anderes Antlitz, eh sie geschehn,
> Ein anderes zeigt die vollbrachte That.

Und doch irrt es auch dann noch oft und schweigt, schweigt überhaupt und giebt uns keine Antwort, weder vorher noch nachher. Nicht als ob wir nun deshalb gar nicht mehr auf seine Stimme lauschen sollten. Das Gewissen sagt uns doch, wenn es überhaupt redet, was unsre Zeit und wir selbst als das Rechte erkannt haben, und ist so gegenüber niedern Trieben und Neigungen, wie sie in uns oder außer uns sich regen mögen, immer im Recht. Auch die Schrift verweist uns daher an andern Stellen eben an unser Gewissen. Wie oft ist im Hebräer-, ersten Petrus- und in den Pastoralbriefen vom guten Gewissen die Rede, nach dem wir streben sollen. Ja Paulus selbst sagt 2. Kor. 1, 12: Unser Ruhm ist der, nämlich das Zeugnis unsers Gewissens, daß wir in Einfältigkeit und göttlicher Lauterkeit, nicht in fleischlicher Weisheit, sondern in der Gnade Gottes auf der Welt gewandelt haben, allermeist aber bei euch. Aber damit will er doch nicht sagen, daß das Gewissen untrüglich sei; das weiß er besser und appellirt daher hier an eine letzte, höchste Instanz.

„Der Herr ist es, der mich richtet.“ Aber wann? Endgiltig allerdings erst beim jüngsten Gericht nach dem Tode, das aber doch nur die Bestätigung zeitlicher Gerichte sein wird. Sonst wäre ja auch gar keine Möglichkeit für uns, von diesem Gerichte Gottes zu lernen; wir müßten unser sittliches Urteil bis nach dem Tode suspendiren und kämen schließlich in ethischer Beziehung bei der Pilatusfrage an: Was ist Wahrheit? Aber auch wenn wir aus zeitlichen Gerichten auf Gottes Urteil schließen wollen, liegt die Gefahr nahe, daß wir dort ein Verwerfungsurteil Gottes finden, wo er doch nur zuläßt, daß ein gutes Werk an menschlichem Unverstande, vielleicht an menschlicher Schlechtigkeit scheitert, weil die Zeit dafür noch nicht gekommen ist. Gegen solches voreilige Richten wendet sich die Warnung des Herrn Matth. 7, nicht gegen das Richten überhaupt, das vielmehr unsre Pflicht ist, weil wir nur so Gottes Willen erkennen können. Wollten wir vor den Schwierigkeiten, die sich auch hier uns entgegenstellen, zurückschrecken, so müßten wir überhaupt auf ein sicheres Urteil in sittlichen Fragen verzichten; suchen wir sie aber zu überwinden, dann können wir auch gewiß sein, daß das, was wir aus der Geschichte, der eignen und der fremden, lernen, weil Gottes Wille, wirklich die Wahrheit ist — mag sich das Urteil der Menschen oder des eignen Gewissens auch noch so sehr davon unterscheiden.

Daß das oft genug der Fall ist, erfahren wir ja Tag für

*) Vgl. vorigen Jahrgang Nr. 38, 42—44.

Tag, werden wir dereinst droben noch mehr erfahren. Ueber nichts werden wir uns einst im Himmel mehr wundern, sagte einmal ein bekannter württembergischer Geistlicher, als darüber, daß dort so viele sind, von denen wir es gar nicht gedacht hätten, und so viele nicht sind, von denen wir es bestimmt erwartet hätten. Die Menschen können einen andern in den Himmel heben, er kann sich selbst für vollkommen halten, und Gott kann ihn doch verwerfen; die Menschen können einen andern verdammen, er kann sich selbst für verloren ansehen, und Gott, der alle Dinge weiß, kann doch größer als sein Herz sein und ihn begnadigen. Dann werden sie fragen: Wie, Herr? Aber er wird Recht behalten. C C

Maßregeln gegen Umsturzbestrebungen

2*)

Nachdem wir einen Ueberblick über den geschichtlichen Verlauf und die darin hervorgetretenen Anschauungen und Vorschläge gegeben haben, handelt es sich nun darum, zu den in Aussicht stehenden Plänen Stellung zu nehmen. Das ist allerdings dadurch erschwert, daß über das, was in dieser Richtung von der Regierung beabsichtigt wird, noch tiefes Dunkel herrscht, ja nicht einmal feststeht, ob die jüngst abgehaltenen preußischen Ministerberatungen überhaupt zu einer Einigung geführt haben.

Die erste Frage ist: soll der geplante Feldzug in Preußen oder im Reiche eingeleitet werden? denn mit deren Beantwortung hängt auf das engste der Inhalt der zu erwartenden Maßregeln zusammen. Strafrecht und Preßrecht ist reichsrechtlich geregelt, eine Aenderung ist deshalb nur auf reichsgesetzlichem Wege möglich, und da im Reichstage die Konservativen selbst in Verbindung mit den Nationalliberalen in der Minderheit sind, so können dort nur solche Maßregeln eine Mehrheit finden, für die auch ein erheblicher Teil des Zentrums zu gewinnen ist. Daß dies gelingen sollte ohne Zugeständnisse auf kirchenpolitischem Gebiete, die mindestens den Nationalliberalen unannehmbar wären, ist sehr unwahrscheinlich, und da andrerseits selbst das ganze Zentrum mit den Konservativen zur Mehrheit nicht ausreicht, so bietet hier offenbar eine Verständigung ganz außerordentliche Schwierigkeiten. Freilich hofft man viel von den bayrischen Ultramontanen, deren Organe sich wesentlich entgegenkommender geäußert haben als die Germania und die Kölner Volkszeitung, man beruft sich auch darauf, daß die Verlängerungen des alten Sozialistengesetzes meist mit Hilfe eines Teils des Zentrums durchgesetzt sind, aber man muß berücksichtigen, daß nicht allein die allgemeine Stimmung für eine solche Gesetzgebung heute nicht in dem Maße eintritt wie vor fünf und zehn Jahren, sondern daß vor allem durch die bei der letzten Militärvorlage von der Reichsregierung betriebne kurzsichtige Politik das Element des Zentrums, auf das jene sich in erster Linie hätte stützen können, nämlich der sogenannte aristokratische Flügel, vernichtet und die Partei wesentlich stärker in die demokratische Richtung gedrängt ist.

Wesentlich günstiger für die Regierung liegt die Sache im preußischen Landtage, wo die Konservativen fast für sich allein die Mehrheit bilden, und da das Vereins- und Versammlungsrecht bis jetzt noch nicht reichsgesetzlich geregelt ist, so kann die Befugnis Preußens, dies seinerseits zu thun, verfassungsmäßig nicht bestritten werden. Ganz anders freilich wird die Frage zu entscheiden sein, ob nicht schwerwiegende Bedenken andrer Art bestehen. Wird man schon an sich im Interesse der nationalen Einheit es lebhaft bedauern müssen, daß das der Zuständigkeit des Reiches durch die Verfassung überwiesene Vereins- und Versammlungsrecht bisher noch nicht reichsgesetzlich geregelt ist, so würde es um so befremdlicher sein, wenn die Herbeiführung dieses dringend erwünschten Zieles dadurch wesentlich beeinträchtigt und auf lange Zeit hinausgeschoben würde, daß der größte Bundesstaat, der der Träger des Reichsgedankens sein sollte, mit einer selbständigen Regelung vorginge. Das Opfer auf nationalem Gebiete wäre so schwerwiegend, daß es der allergewichtigsten Gegengründe bedürfen würde, um es aufzuwägen.

Kann bei dieser Sachlage unsre Aufgabe nicht darin bestehen, die Einzelheiten der etwa in Aussicht stehenden Vorschläge zu erörtern, sondern zu der Frage, ob und was geschehen soll, nur im allgemeinen Stellung zu nehmen, so mögen immerhin über die verschiednen rechtlichen Kategorien und deren Verwendbarkeit, falls man die Ergreifung irgend welcher Maßregeln als unvermeidlich ansehen müßte, einige Worte gestattet sein.

Sowohl bei den bisherigen gesetzgeberischen Versuchen als bei den neuerdings gemachten Vorschlägen steht weit im Vordergrunde das Gebiet des Strafrechtes; es sollen Formeln gefunden werden, die die Ausschreitungen der sozialdemokratischen und anarchistischen Bewegung erfassen und unter strenge Strafen stellen, ohne doch der Gefahr zu unterliegen, mißbräuchlich auf andre, nicht beabsichtigte Fälle ausgedehnt zu werden. Dieser Weg ist grundsätzlich falsch, und zwar, wenn ich von nebensächlichen Punkten absehe, aus zwei durchschlagenden Gesichtspunkten.

Das Strafrecht ist unbedingt und ausnahmslos repressiver Natur, d. h. es tritt erst in Wirksamkeit, wenn das Unrecht, gegen das es sich richtet, begangen ist. Bewirkt nun freilich nicht die Strafe, sondern die Furcht vor der Strafe einen gewissen präventiven Erfolg, indem sie von der Begehung abschreckt, und mag dies für die gewöhnlichen Fälle zum Schutze der Rechtsordnung ausreichen, so liegt die Sache doch ganz anders bei Unternehmungen, die sich einerseits nicht gegen einzelne Personen und einzelne Rechtsgüter, sondern gegen den Staat selbst in seiner ganzen Existenz richten, und andrerseits nicht von einzelnen Personen ausgehen, sondern von einer großen Bewegung getragen oder gefördert werden. Ist diese Bewegung staatsgefährlich, so darf der Staat nicht warten, bis ihr Zweck, ihn zu zertrümmern, erreicht ist, sondern er muß dieser Gefahr zuvorkommen, und dazu ist das Strafrecht ungeeignet.

Das Strafrecht ist aber nicht allein repressiv, sondern es kann auch nur dann eingreifen, wenn neben dem objektiven Thatbestande die subjektive Voraussetzung nachgewiesen ist, daß der Thäter sich aller Momente, die den Begriff des ihm vorgeworfenen Unrechts bilden, bewußt geworden ist. Nun ist die Gefährlichkeit einer Handlung für den Bestand des Staates offenbar begrifflich lediglich bedingt durch die objektiven Umstände und völlig unabhängig von der subjektiven Auffassung des Thäters, und so wird eine Strafvorschrift auf diesem Gebiete stets eine stumpfe Waffe bleiben.

Die vorbeugende, abschreckende Wirkung des Strafrechts wird aber umso mehr dann versagen, wenn es sich um eine Bewegung handelt, deren Anhänger sie mit leidenschaftlicher Begeisterung vertreten. In solchem Falle wird die Strafe nicht abschrecken, sondern lediglich Märtyrer und Fanatiker züchten. Nimmt man endlich noch hinzu, daß strafrechtliche Bestimmungen bei der größesten Umsicht in der Wortfassung stets eine gewisse Dehnbarkeit haben werden, die es zuläßt, sie über ihr eigentlich beabsichtigtes Anwendungsgebiet hinaus auszudehnen, sodaß eben hierdurch nicht allein für alle Staatsbürger eine erhebliche Minderung ihrer Rechtssicherheit, sondern vor allem für die Richter, die zur Handhabung eines solchen Gesetzes berufen sind, die große Gefahr begründet wird, in eine wenn nicht bewußt tendenziöse, so doch wenigstens von ihren persönlichen Anschauungen auf dem in Frage stehenden Gebiete beeinflußte

*) Als der Herr Verfasser den Auftrag freundlichst übernahm, obigen Artikel zu schreiben, war die Aussicht auf eine reichlichere Gesetzeserzeugung wider die Umsturzbestrebungen sehr ernst. Heute weiß niemand, was noch werden mag. Jedenfalls behalten die vorliegenden Ausführungen ihre Zeitgemäßheit und Wichtigkeit. Sie machen den Anspruch, zum mindesten innerhalb des gesamten Umkreises der Freunde des Evangelisch-sozialen Kongresses in allen wesentlichen Punkten Verständnis und Zustimmung zu finden. Sie werden auch in viel weiteren Kreisen klären und überzeugen und hoffentlich dem ein Ende machen helfen, daß sonst sehr verständige evangelisch-kirchliche Organe nach einer Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts rufen. Die Haltung von Blättern wie dem Reichsboten in der ganzen jetzt so viel erörterten Frage ermutigt uns zu der Zuversicht, daß eine gesunde soziale Gesinnung alle lebendig evangelischen Kreise immer mehr dazu bringen wird, in dieser Richtung eine gemeinsame Meinung zu vertreten. D H

Rechtsprechung zu geraten, so muß man vollends den strafrechtlichen Weg für durchaus ungangbar erklären. Würde erst das Vertrauen auf die absolute Unbefangenheit unsrer Gerichte in Frage gestellt, so wäre damit die Grundlage des Staates selbst ins Wanken gebracht.

Ganz ähnlich wie bei dem Strafrecht, liegt es auf dem Gebiete des Preßrechts. Allerdings läßt sich hier sehr wohl eine präventive Behandlung denken, und Mittel dieser Art, wie Kautionen, polizeiliche Beschlagnahmen, zeitweilige oder dauernde Unterdrückungen waren vor 1874 in Deutschland sehr gebräuchlich. Das Reichspreßgesetz hat mit alledem gebrochen und von diesen Maßregeln lediglich die vorläufige Beschlagnahme in ganz vereinzelten Fällen beibehalten. Will man also das Preßrecht wirksam gestalten, so muß man diesen Standpunkt grundsätzlich aufgeben und unser Preßrecht auf die Stufe vor 1874 zurückschrauben. Was das bedeuten, in welchem Maße der Wert der öffentlichen Meinungsäußerung als Kontrolle und Korrektiv allerlei schädlicher und nicht etwa bloß von seiten der Regierung denkbarer Einflüsse sinken, wie alles dies aber einen schweren Verlust auf ethischem Gebiete darstellen würde, das näher zu begründen übersteigt die hier gezognen Grenzen der Erörterung.

Nun bliebe noch das Gebiet des Vereins- und Versammlungsrechts, und es ist nicht zu leugnen, daß hier recht vieles im Argen liegt; umso zweifelhafter freilich ist die Frage, ob für eine Besserung jetzt der günstige Zeitpunkt gekommen ist. Man mag der Arbeiterbewegung noch so freundlich gegenüberstehen, ja gerade, wenn man es thut, so wird man in ihrem eignen Interesse dringend wünschen müssen, daß sie getragen und geführt werde von verständigen, ruhig denkenden Männern und nicht von grünen Jungen, die jetzt die sozialdemokratischen Versammlungen terrorisiren. Der Gedanke, das Recht der Beteiligung an politischen Vereinen und Versammlungen an dasselbe Lebensalter zu knüpfen, mit dem das Wahlrecht erlangt wird, hat deshalb die innere Logik für sich. Das Alter ist eine Würde, die jedem zugänglich ist, die deshalb einen durchaus demokratischen Charakter hat und doch die Gewähr einer ruhigeren, von größerer Lebenserfahrung und Reife des Charakters getragenen Beurteilung bietet. Ein höheres Alter als Vorbedingung für die Ausübung staatlicher Rechte zu verlangen ist deshalb keiner Forderung des Liberalismus und der Demokratie zuwider und bietet doch außerordentliche Vorteile für eine gesunde Entwicklung.

Sehr viel schwieriger ist die Frage, wie weit man das Versammlungsrecht freigeben oder einschränken soll. Verschiedne Staaten verlangen für die Abhaltung von Versammlungen nur polizeiliche Anmeldung und gestatten die Auflösung in gewissen gesetzlich geregelten Fällen, kennen aber kein vorgängiges Verbot, während andre entweder öffentliche Versammlungen lediglich von der Erlaubnis der Polizeibehörde abhängig machen oder wenigstens dieser die Macht geben, in gewissen Fällen ihr Verbot einzulegen. Nun ist gegen die Ausschließung solcher Befugnis der einleuchtende Grund geltend gemacht, daß die Auflösung einer erst einmal zusammengetretenen Versammlung weit bedenklicher sei, insbesondre die Gefahr einer Aufhetzung näher lege, als ein Verbot, ja daß häufig der agitatorische Zweck besser durch die Auflösung als durch den ordnungsmäßigen Verlauf der Versammlung erreicht werde. Auf der andern Seite steht dagegen die Erwägung, daß das Verbot naturgemäß die Abmessung einer angeblich drohenden Gefahr voraussetzt, daß aber diese Beurteilung, die schon an sich äußerst schwer ist, thatsächlich in die Hände unterer Polizeibehörden gelegt zu werden pflegt und Abhilfe durch Beschwerde meist praktisch ohne Wert ist. Dieses Bedenken muß so lange als durchschlagend angesehen werden, als nicht ganz besondre Umstände, wie sie heute nicht vorliegen, in Betracht kommen.

In naher Beziehung zu dem Vereinsrecht steht das Wahlrecht. Hier liegt die Frage des Alters insofern günstiger, als nach dem bestehenden Gesetze das fünfundzwanzigste Lebensjahr erfordert wird. Immerhin könnte, wenn es sich um die Neuschaffung unsrer Verfassung handelte, recht wohl in Frage kommen, ob man nicht besser thäte, die Grenze auf das dreißigste Jahr festzusetzen. Neben der Frage des Lebensalters hat man sich

mit Aenderungen des Wahlrechts insofern beschäftigt, als man entweder die Allgemeinheit oder wenigstens die Gleichheit, ja von einzelnen Seiten sogar die Oeffentlichkeit beseitigen will. Es läßt sich gar kein verwerflicheres Manöver denken, als die Einführung einer öffentlichen Abstimmung. Eine öffentliche Wahl ist eine verfälschte Wahl. Wenn wirklich Leute es fertig bringen, die Oeffentlichkeit mit der Begründung zu verteidigen, daß sie sittlich höher stehe, indem sie den Mut der offnen Vertretung des eignen Standpunktes fordere, so ist die Wahl schwer, sich darüber zu entscheiden, ob diese Leute wirklich unverständig genug sind, um selbst an ihre Ansicht zu glauben, oder ob sie gegen bessere Ueberzeugung reden. Haben denn solche Menschen noch niemals ein Auge in dieses Erdenleben geworfen, und haben sie deshalb keine Ahnung davon, wie es darin hergeht? Das sind ja die reinen Sozialdemokraten, denn sie operiren ebenfalls mit Menschen, nicht wie sie sind, sondern wie sie sein sollten und nie sein werden.

Nicht minder verfehlt sind die Versuche, an der Allgemeinheit des Wahlrechts zu rütteln. Ob es richtig war, im Jahre 1867 sofort und unvermittelt das allgemeine Wahlrecht einzuführen, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls hat Fürst Bismarck sich in den davon gehofften Wirkungen getäuscht, und manche Anzeichen lassen darauf schließen, daß er im Frühjahr 1890 sehr ernsthaft daran gedacht hat, den begangnen Fehler durch einen gewaltsamen Schritt wieder zu beseitigen. Immerhin muß zur Verteidigung des allgemeinen Wahlrechts der durchschlagende Gesichtspunkt ins Feld geführt werden, daß es ohne ein solches keine öffentliche Vertretung der Sozialdemokraten im Reichstage gäbe, und daß wir auf dem Gebiete der Sozialpolitik sicher kaum die allerersten Schritte gethan haben würden. Es ist nun aber im höchsten Grade kurzsichtig, die Sozialdemokraten aus dem Reichstage hinaus zu wünschen oder gar Maßregeln zu befördern, um dieses Ziel herbeizuführen. Ein Reichstag ohne Sozialdemokratie ist keine Volksvertretung, eine Partei, die fast zwei Millionen Stimmen aufweist, kann aus ihr nicht entfernt werden, ohne ihr diesen Charakter zu nehmen. Aber abgesehen davon, daß wir des von den Sozialdemokraten geübten Druckes bedürfen wie des täglichen Brotes, um unsre Sozialpolitik vor Stagnation und Fäulnis zu bewahren, bietet gerade die Thätigkeit der Sozialdemokratie im Reichstage ein Ventil, um die im Innern des Volkslebens gährende Unzufriedenheit an die Oberfläche gelangen und ohne gefährliche Erschütterungen des Volkskörpers entweichen zu lassen. Gleichzeitig Manometer, um den Stand des Gasdruckes abzulesen, und Notventil, um das Platzen des Kessels zu verhüten — was kann es Vorzüglicheres geben!

Am meisten innere Berechtigung hat die Forderung, das Wahlrecht freilich allgemein zu lassen, aber die jetzige völlige Gleichheit zu beseitigen und vielmehr eine Abstufung je nach dem Bildungsstande und vielleicht auch nach dem Besitze eintreten zu lassen, wie es augenblicklich in Belgien durchgeführt ist. Aber es ist nicht erforderlich, sich näher mit dieser Frage zu beschäftigen, denn alle die bisherigen Vorschläge tragen so lange einen rein akademischen Charakter und haben einen lediglich theoretischen Wert, als man nicht entschlossen ist, eine Aenderung des Wahlsystems mit Gewalt durchzuführen. Daß die Volksmassen das ihnen einmal eingeräumte Wahlrecht sich jemals freiwillig nehmen oder beschränken lassen sollten, ist eine völlig undenkbare Möglichkeit, und da für diesen Vorschlag im Reichstage niemals eine Mehrheit zu finden sein würde, so steht hinter den angedeuteten Plänen im Halbdunkel bereits das Gespenst des Staatsstreichs, des Verfassungsbruchs. Nun ist ja gewiß nicht zu bestreiten, daß die innern Verhältnisse eines Staatswesens sich in einer Weise entwickeln oder richtiger verwickeln können, daß eine verfassungsmäßige Lösung nicht mehr möglich ist und es unvermeidlich wird, die formalen Rechtsschranken zu durchbrechen. Es muß aber auf das allerentschiedenste bestritten werden, daß solche Voraussetzungen heute gegeben sind, zumal nach dem soeben Gesagten das, was man auf diesem Wege erreichen will, gerade das Allerschädlichste und Unvernünftigste sein würde. Die Sozialdemokratie ist im Reichstage so absolut nötig, daß man, wenn sie nicht schon dort wäre, alles thun

Anpassung und sorgsame Abwägung wird der Verfasser an dem Beispiel Jesu schwerlich aufzuzeigen vermögen; ich möchte darauf jedoch nicht näher eingehen, sondern nur feststellen, daß Dr. Jacobowski sowohl einen festen religiösen als auch einen festen sittlichen Standpunkt vermissen läßt. Es ist daraus von vornherein abzunehmen, daß er uns weder im Namen der Religion noch im Namen der Ethik viel Wertvolles zu sagen wissen wird.

Demgemäß ist auch sein Interesse für das Christentum ein solches, das wir ablehnen müssen. Christus habe die religiöse Gleichheit proklamirt (S. 42); deshalb sei die erste ethische Forderung des Christentums, Toleranz gegen Andersgläubige zu üben (S. 151), welche Toleranz übrigens eine Tochter des Zweifels und nicht des Glaubens sei (S. 160). Jene religiöse Gleichheit schließe den Grundgedanken der politischen und sozialen Gleichheit ein (S. 42). Die Worte „höherer Rang“ und „politisch mächtigere Stellung“ hätten das bleiche Antlitz des Erlösers(!) mit Unwillen überzogen (S. 42). Im Urchristentum sieht der Verfasser nur das Prinzip sozialer Gerechtigkeit, das die Besitzdifferenzen aufhebt (S. 131), und Jesus ist nach seiner Meinung nur gekreuzigt, weil er die heiligen Rechtsanschauungen über das Eigentum angegriffen habe (S. 130). Das Christentum Christi ist also lediglich ein praktischer Sozialismus. Daß es in erster Linie Offenbarung, Versöhnung und Gotteskindschaft ist, davon hat der Verfasser keine Ahnung. Und ein solcher Mann will sich zum Anwalt des vom Staat gefährdeten Christentums aufwerfen!

Während der Verfasser auf der einen Seite den Sozialismus, die Nächstenliebe und namentlich die „Toleranz“ des Christentums eifrig hervorhebt, ist er auf der andern Seite geschäftig, alles Transzendentale vom Christentum abzustreifen und die christliche Besonderheit zu verwischen. Es scheint ihm nämlich daran zu liegen, das Christentum seiner Eigentümlichkeit so weit zu entleeren, daß es von einem idealisirten Judentum nicht mehr zu unterscheiden ist, und daß dies dann munter als christlich bezeichnet werden kann.

So eifert er gegen den Eid, namentlich gegen den religiösen und am meisten gegen den konfessionellen. Bekanntlich hat Jesus den Eid für die Jünger des Reichs verboten, und ich hatte demgemäß in der erwähnten Schrift gesagt, der Eid lasse sich nicht christlich begründen. Im Christentum ist aber der Eid nicht etwa deshalb unbegründet, weil er eine abergläubische Gottesvorstellung voraussetzt, wie Jacobowski meint; auch nicht deshalb, weil die Anrufung des Namens Gottes bei weltlichen Dingen eine Entheiligung dieses Namens sei, wie manche Frommen meinen: denn wenn Gott in der Welt wirkt, auch im Kleinsten, so kann es kein Frevel sein, ihn bei weltlichen Dingen, und seiens Kleinigkeiten, anzurufen. Der Eid ist nur deshalb unter Christen unberechtigt, weil seine Notwendigkeit ein Beweis der noch vorhandnen Unwahrhaftigkeit ist; er ist nicht selbst Sünde, er ist aber vom Uebel, d. h. sein Dasein kommt aus dem Bösen. Deshalb ist der Eid auch heute noch nicht zu entbehren, und daß der Staat den Eid fordert, ist kein Unrecht; es ist aber ein Beweis, daß er nicht christlich ist. In christlichen Lebensgemeinschaften darf es keinen Eid geben, weil er da überflüssig ist. Wird aber ein Eid notwendig, dann muß er selbstverständlich religiös und zwar auch konfessionell gefärbt sein, denn einen religionslosen Eid giebt es nicht, und je bestimmter die Anrufung Gottes ist, desto wirksamer ist sie. Die Eidesleistung ist ein Gottesdienst, und hierbei hat jede Konfession auf ihre eigentümlichen Kultusformen Anspruch. Jacobowski bekämpft den Eid nun als ein heidnisch-mythologisches Erzeugnis, dessen Kraft nur in der primitiven Idee von der Vergeltung im Jenseits beruhe (S. 76 f.). In diesem Kampfe ihm Eideshelfer zu sein, muß ich um so entschiedner ablehnen, je inniger ich noch von jener „primitiven Idee“ durchdrungen bin. An diesem Beispiel ist aber die Divergenz zwischen seiner und unsrer Richtung deutlich anschaulich. Uns liegt nichts andres am Herzen, als die überweltliche Erhabenheit des Christentums zu wahren, deshalb protestiren wir dagegen, daß eine niedrigere Lebensordnung, wie sie der Staat notwendig ist, sich mit dem christlichen Namen schmücke und dadurch das eigentliche Wesen des Christlichen verdunkle, auch wohl fälsche. Wir verwehren dem Staate aber nicht, den christlichen Glauben des Volkes für seine Zwecke nach Kräften nutzbar zu machen und seine Lebensordnungen nach Möglichkeit den christlichen Normen anzupassen. Diese Leute aber, wie Jacobowski u. A., wollen alle christlichen Beziehungen aus dem Staatsleben verbannen, um einerseits für „unsre Mitbürger jüdischen Glaubens“ alles Anstößige beiseite zu thun und Raum zu schaffen, und andrerseits den Einfluß des Christentums überhaupt einzudämmen und das Gefüge des Staates zu schwächen. Dabei rechnen sie auf unsre Mithilfe vergebens.

Dasselbe Bemühen zeigt er darin, wie er das Christentum aus der Schule entfernen, Idee und Verwirklichung der Obrigkeit lediglich als Bethätigung des Herrschaftsinstinkts, das Recht als egoistisches Machtprodukt und die Ehe als ausschließlich natürliche Geschlechtsgemeinschaft angesehen wissen möchte. Auf diesen Gebieten giebt es ja auch christliche Bedenken. Auch wir möchten die Schule nicht einem hierarchischen Gelüst ausliefern, möchten nicht jede Obrigkeit als Gottes Stellvertreterin, nicht jede Rechtsordnung als reinen Ausfluß des Gotteswillens, nicht die Ehe als übernatürliches Sakrament angesehen wissen, und gegen die staatliche Fürsorge für die Religion in diesen Punkten haben wir begründetes Mißtrauen. Aber je mehr wir dem Zwange abhold sind und die Ueberspannung bekämpfen, desto freudiger bekennen wir uns dazu, daß alles dies Gottesordnungen sind, und desto entschiedner fordern wir freie Bahn für den Einfluß des christlichen Geistes. Es fehlt an Raum, dies alles im einzelnen auszuführen, aber bei einem Punkte möchte ich doch noch etwas verweilen. Jacobowski nennt es nach Grillparzer eine Blasphemie, wenn man das Recht als göttlich bezeichne (S. 70). Das Recht trage das Merkmal der Unvollkommenheit an sich und setze den Egoismus über die Liebe. Auch nach Ihering sei das Recht kein logischer, sondern ein Kraftbegriff (S. 71). Hieran ist richtig, daß das Recht als ein Ergebnis der Machtverhältnisse zustande kommt, aber dadurch ist nicht ausgeschlossen, daß sein Inhalt logisch und sittlich gut sein kann. Die Macht kann doch auch in den Händen der Guten sein. Und thatsächlich giebt es einen Geist des Rechts, und ist das heute bestehende Recht mehr oder minder sittlich, zu einem großen Teil an die objektiven Lebensnormen des Christentums angenähert. Deshalb ist es nicht wahr, daß das Prinzip des Rechts der Egoismus sei. Das Recht schränkt im Gegenteil den Egoismus ein; indem es die Grenzen meines Gebietes schützt, schützt es auch die Grenzen des Nachbars. Kein Recht giebt schrankenlose Rechte, sondern verknüpft überall mit den Rechten auch die Pflichten. Es gewährt mir meine Art, aber in demselben Akt bringt es mir zum Bewußtsein, daß des Nächsten Art nicht minder gewährleistet sei. „Jedem das Seine,“ das ist der Grundsatz des Rechts. Das ist freilich noch nicht die Höhe der Liebe, wo es heißt: „Jedem das Deine,“ aber vom Egoismus ist es doch ein Fortschritt dahin. Bezeichnet aber das Recht in der Entwicklung der Menschheit einen Schritt zur Vollkommenheit, so ist aus der ihm noch anhaftenden Unvollkommenheit nicht zu schließen, daß es ungöttlich sei. Alle Gottesoffenbarung ist Entwicklungsgeschichte, und die Entwicklung ist auf dem ganzen Wege göttlich, auch wo sie noch nicht zum Ziel gekommen ist. Aber dies Vorurteil, daß nur in dem vollkommen Entwickelten Gott anschaulich sei, ist zu einem guten Teil auf das Schuldkonto der orthodoxen Theologie und namentlich der konservativen Tagespresse zu setzen, die gleichfalls Offenbarung und Entwicklung nicht in eins zu denken vermag. Nicht nur das Gewordne, sondern auch das Werdende ist göttlich, und es ist Gottes nicht unwürdig, pädagogisch mit der Menschheit zu verfahren. Deshalb behaupten wir zwar, daß alle Rechtsbildung nicht an die Höhe christlicher Lebensordnung hinan reicht, und daß der Staat, dessen eigentliches Gebiet das Recht ist, unterchristlich ist und bleiben muß (nicht unchristlich, wie die „Mitteilungen des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus“ aus meiner Schrift triumphirend verkündigten): aber ebenso zuversichtlich behaupten wir, daß die Idee des Rechts von Gott stammt, und daß der Staat in der göttlichen Weltordnung einen von Gott gewollten Platz einnimmt.

Was der Verfasser zur Kritik des „christlichen“ Staates beibringt, wird meist richtig sein. Es ist ja Thatsache, daß unsre Staatsordnung in sehr vielen Stücken das christliche Lebensideal verleugnet. Der Verfasser würde aber kein Bedenken tragen, den Staat einen christlichen zu nennen, falls etwa die Vorschriften der Bergpredigt staatsgesetzlich kodifizirt würden. Er hält den Staat für unchristlich, weil er zwischen dem christlichen Sittengesetz und den Staatsgesetzen eine Quantitätsdifferenz wahrnimmt. Daß es sich um Qualitätsunterschiede handelt, daß der empirische Staat mit seinem Rechtszwange und mit seiner Beschränkung auf das Aeußerliche niemals christlich werden kann, ist dem Verfasser verborgen. Deshalb sagt er, der päpstliche Kirchenstaat sei ein wirklich christlicher Staat gewesen (S. 144), um dann an diesem Beispiel den Unsegen des christlichen Staats aufzuzeigen. Christlich nennt er also den Staat, der in seinen Lebensäußerungen auf das Christentum der Staatsbürger Rücksicht nimmt, der z. B. nur den Christen volles Bürgerrecht gewährt, nur Christen zu den Autoritätsstellungen zuläßt u. s. w. Anders versteht im Grunde auch die konservative Partei den christlichen Staat nicht. Auch sie denkt schließlich nur an eine approximative Verwirklichung des Christentums im Staat, und zwar sind es solche Merkmale äußerer Art, die sie den Personen, Einrichtungen und Bethätigungen des Staates aufprägen möchte, um ihn zu einem christlichen zu stempeln. Jacobowski und seine Gesinnungsgenossen kämpfen also gegen die Konservativen auf dem Boden desselben Sprachgebrauchs. Das ist auch daran anschaulich, daß sich beider Interesse an der Sache in der Judenfrage krystallisirt. Jacobowski will die volle Gleichberechtigung der Juden, und die Konservativen wollen sie nicht. Wenn es sich nun um weiter nichts handelte als darum, daß der Staat auf die Lebensanschauung und auf das Gefühl des christlichen Volkes gebührende Rücksicht nähme, so würde ich mich ohne Bedenken auf die Seite der Konservativen stellen. Und da es sich für Jacobowski im Grunde nur darum handelt, so halte ich ihm gegenüber zu den Konservativen. Wir können es ihm und seinen Gesinnungsgenossen ja nicht verwehren, daß sie unsre Waffen zu ihrem Kampfe gegen die Konservativen aufgreifen, aber für ihre Zwecke sind sie nicht geschmiedet worden, und wir lehnen es entschieden ab, ihre Kampfgenossen zu sein. Ebensowenig aber können wir ihre Kampfgenossenschaft annehmen. Was wir über die Bedeutung des echten Christentums mit den Konservativen abzumachen haben, dafür muß ihnen ja notwendig das Verständnis abgehen, und dann werden wirs unter uns auch schon allein abzumachen wissen.

In dem Sinne, den Jacobowski bekämpft, werden wir hoffentlich noch lange einen christlichen Staat haben; und es ist deshalb auch noch nicht nötig, daß wir uns mit ihm streiten, welche Staatsform die Erbschaft der christlichen antreten werde. Er mustert für diesen Zweck den ethischen, den nationalen, den sozialistischen Staat und die freie Gesellschaft und verwirft alle diese Formen, wenn auch die sozialistische am vorsichtigsten. Einen bessern Ersatz für den christlichen Staat weiß er nicht, und so geht es ihm wie seinen Volks- und Gesinnungsgenossen zumeist. Sie wissen wohl zu kritisiren, aber positive Gedanken haben sie nicht, und so wirken sie nur als Ferment der Dekomposition.

Wenn übrigens Jacobowski mich unter die extremen Anarchisten setzt (S. 207), weil ich gesagt habe, christliches Ideal müßte sein, daß der Staat überflüssig werde und an die Stelle des blinden Zwanges der einsichtsvolle freie Wille trete, so will ich ihm das nicht schwer anrechnen, denn er hats nicht so schlimm gemeint; er würde aber nicht auf solche Gedanken gekommen sein, wenn er ein Verständnis für den Geist des Christentums besäße, und wenn er meine Worte sorgfältiger gelesen hätte (vergl. S. 17 meiner Schrift). Gustav Habermann

Stimmungsbilder vom Sozialdemokratischen Parteitage

1

Frankfurt a. M., 22. Oktober

1. Wir leben inmitten der bürgerlichen Gesellschaft. Diese Worte sprechen eine einfache und alltägliche Wahrheit aus, sind aber für den eigentlichen Sozialdemokraten ein Ergebnis längerer und teilweise nicht leichter Erfahrungen. Zwar daß die Sozialdemokratie sich als Gemeinde der Zukunft innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft weiß, ist eine alte Sache, daß sie aber auch ihre allereigensten innersten Parteiangelegenheiten nach den wirtschaftlichen Gesetzen eben dieser heutigen Gesellschaft einrichten muß, will vielen schwer in den Kopf. Bebel sprach diese Worte im Gegensatz zu den vielen schlichten und in ihrer Art biedern Parteigenossen, die den fernen Traum von der Gleichberechtigung körperlicher und geistiger, niederer und höherer Leistung auf die Beamten der Partei ausdehnen wollten. Diese braven Schwärmer meinten in ihren sehr ernst gemeinten Anträgen, daß es möglich sei, eine Höhengrenze zu ziehen, über die hinaus niemand bei der Partei belohnt werden sollte. Die Grenze sollte nicht ganz niedrig sein: 3000 Mark jährlich. Davon, so meinten sie, könne jeder leben. Was aber nun, wenn gerade die besten und beliebtesten Schriftsteller der Ansicht sind, daß ihre Arbeit mehr wert sei? Leute wie Liebknecht, Schippel, Schönlank stehen einmal über diesem Niveau. Soll man von ihnen im Namen des Sozialismus fordern, daß sie genügsam sind? Es geht schwer, besonders wenn man auf dem Standpunkte des materialistischen Sozialismus steht. Vielleicht würden sie in einer zukünftigen Gesellschaft mehr mit Durchschnittsmaß gemessen werden können, aber diese ausgleichende Zukunft ist eben noch nicht da, sie wirft auch innerhalb der Partei noch nicht genügende Schatten voraus, auch innerhalb der Sozialdemokratie giebt es eherne Gesetze von Angebot und Nachfrage — wir leben eben alle in der bürgerlichen Gesellschaft.

Die Verhandlungen über die Gehälter der Parteibeamten nahmen fast einen achtstündigen Arbeitstag in Anspruch. Sie waren eintönig und doch interessant, denn in ihnen kämpfte der Rest des sozialistischen Chiliasmus mit der nüchternen Wirklichkeit, in ihnen rang die heutige große Partei mit ihrer eignen dürftigern Vergangenheit, in ihnen stritt der Sozialismus der Behaglichen mit dem Sozialismus der Armen. In diesen Besprechungen kam manches Interessante zum Ausdruck. Man erfuhr kleine Parteigeheimnisse, wie z. B. daß Auer monatlich 125 Mark Zulage erhalten hat, weil er den Zusammenhang zwischen Parteileitung und Redaktion des Vorwärts in seinen Abendstunden vermittelt, daß der frühere Parteisekretär Fischer in seiner neuen Stellung als Leiter der Parteibuchhandlung 4000 Mark an Stelle von 3000 Mark erhält, daß Schönlank sich für 6000 Mark von den Leipzigern hat gewinnen lassen u. s. w. Die Zahl der privilegirten Sozialdemokraten, die mehr als 3000 Mark Einnahme von der Partei erhalten, ist nicht sehr groß. Wenn wir recht nachgerechnet haben, so kommen elf Personen in Frage, von denen zwei nicht einmal von der Zentralleitung angestellt sind. Das Märchen von den zehn Millionen, das „gutgesinnte“ Blätter so geduldig einander abgedruckt haben, jene Geschichte von den reichen Pfründen der Arbeiterpartei ist gründlich zerstört, aber auch schon diese Elf genügen, um einen Odem des Mißmuts spüren zu lassen.

Es ist für kleine Handwerker und Tagearbeiter nicht leicht, sich eine Vorstellung von den Herstellungsbedingungen geistiger Arbeit zu machen. Warum hat jeder Redakteur des Vorwärts ein besondres Zimmer? Dr. David aus Gießen mußte vom Handwerkszeug und von der Werkstatt der Geistesarbeit reden. Warum braucht der Parteibeamte seine Söhne studiren zu lassen? Können sie nicht einfache Proletarier sein? Der Arme fühlt den Gegensatz zwischen seiner Bedürftigkeit und zwischen dem guten Leben der besser Gestellten, den alten tiefen Gegensatz, der durch keine Parteiverbundenheit hinweggewaschen werden kann.

Auer muß „Ueberstunden“ machen: also sollte man lieber einem Arbeitslosen einen Teil seiner Einnahme geben, damit der eine nur acht Stunden Arbeit und der andre Brot habe. Fischer hat früher mit 3000 Mark existirt, dabei hätte es bleiben können. Schönlank ist noch jung, er ist zu jung für das viele Geld. Das geistige Proletariat wartet auf Versorgung, die Reservearmee ist da, also mache man es, wie es die böse bürgerliche Gesellschaft macht, man drücke den Lohn. Ja, wenn es sich nur nicht eben um „qualifizirte Arbeit“ handelte!

Für die betreffenden Parteiführer mußte der Tag im Fegfeuer kleinlicher Kritik nicht leicht sein. Die Hauptangeklagten haben begreiflicherweise geschwiegen, aber ein Redner hatte nicht Unrecht, wenn er sagte: Ihr verlangt Idealismus, ist es nicht Idealismus, sich jedes Jahr so abkanzeln zu lassen? Die glücklichen Inhaber der weniger guten Stellen empfinden ohne Zweifel selbst, welchen Eindruck es auf den schlesischen Weber und den rheinischen Bergmann machen muß, wenn er von 4000 Mark oder 6000 Mark liest, und doch können sie auch nicht frischweg sagen: wir verzichten, denn auch sie stehen unter dem Banne einer Gesellschaft, mit der sie leben müssen, wenn sie Führer sein wollen — sie leben in der bürgerlichen Welt.

Eins übrigens erschien uns in besonderm Maße irrig. Man warf es den Betreffenden vor, daß sie von Arbeitergroschen lebten, und vergaß dabei, daß wahrscheinlich jeder von ihnen, rein finanziell angesehen, der Partei mehr einbringt, als er ihr kostet. Es sind ja eben geschäftliche Gründe, warum man gute Buchhändler, Redakteure u. dergl. braucht. Ihre Beseitigung würde keinesfalls eine Ersparnis sein.

Interessant war es, Bebel als Verteidiger der gut Honorirten zu hören. Ist das noch derselbe Bebel, der in den sechziger Jahren im Erzgebirge den Strumpffabrikanten ihren Profit vorrechnete? Er ist noch heute ein Mann von gewaltiger Agitationskraft, aber das unmittelbar Proletarische ist abgestreift. Er rechnet mit den Verhältnissen und ist darin ein Typus seiner Partei, die sich mausert und mausert, bis sie vor lauter Verständigkeit und Nüchternheit sterben wird. Das unmittelbare Band zwischen Bebel und der Seele des hungrigen geringen Volkes ist mindestens gelockert. Er hat sich in unendlich schwierigen Lagen als Charakter rein erhalten, aber er ist anders geworden, denn die bürgerliche Welt war fester, als er dachte. Die bürgerliche Gesellschaft hat von ihm gelernt, er aber auch von ihr.

Es hat immer etwas Deprimirendes, wenn Leute, deren Verdienste in ihren Kreisen unbestritten sind, vor das Forum kleiner Augen gestellt werden. Uns that es leid um Liebknecht, der über fünf Jahre Gefängnis getragen hat, als er mit seinem Redakteurgehalt nur eben geduldet wurde, aber die Politik ist eben undankbar. Wer sich mit ihr befassen will, muß vorher wissen, daß er einmal überlebt sein wird. Wohl dem, der darum etwas kennt, das höher ist als diese Zeit und als die Gunst der Menschen!

2. Die Stärke der Sozialdemokratie liegt nicht in den Akademikern. Gegen die Akademiker! Das war bei einem Teil der Opposition das eigentliche Leitmotiv. Timm aus Berlin redete von der allgemeinen „Läuterung" in der Partei. „Die Genossen, die ohne Gehalt der Partei den Rücken kehren würden, lassen Sie ruhig laufen; das sind noch nie Sozialdemokraten gewesen." „Die Andränglung von oben herunter an unsre Partei würde dann nicht in dem Maße stattfinden wie jetzt." Dazu kam dann Ewald aus Brandenburg: „Unsre Bewegung ist proletarisch entstanden, jetzt aber geht ein Zug der Mißstimmung durch sie, der dadurch hervorgerufen ist, daß die meisten und besten Posten der Partei durch akademisch gebildete Leute besetzt werden. Wo ist der Generalstab von Akademikern geblieben, den Most um sich versammelt hatte, ehe das Sozialistengesetz hereinbrach? Wir brauchen jetzt Leute, auf die sich die Partei verlassen kann. Der Arbeiter, der sich durch Elend und Entbehrung hindurchgearbeitet hat, kommt bei uns nicht mehr zur Geltung, er darf einmal eine Rede halten, aber keinen Posten einnehmen, wo er sich weiter bilden kann. Die Bourgeois, die bei uns eintreten, wollen nicht erst Rekruten sein, sondern gleich Offiziere."

Diesen und ähnlichen Klagen gegenüber wurde nun leicht nachgewiesen, daß im direkten Parteidienst nur zwölf akademisch gebildete Beamte stehen. Was hat die Partei mit ihren dreiundsiebzig politischen Blättern von diesen wenigen Akademikern zu fürchten? Ja, wenn die Sache so leicht wäre! Neben diesen wenigen stehen andre, die zwar keine Parteigehälter beziehen, aber für die Parteipresse schreiben, und was die Hauptsache ist, diese wenigen bestimmen den Geist, sie machen den Charakter der Hauptblätter, von denen der ganze Schwarm kleiner Zeitungen einfach abdruckt, sie haben die größere Sachkenntnis und erlangen damit ungesucht größern Einfluß.

Der Geist der jungen Akademiker in der Partei ist aber nicht mehr der der alten Achtundvierziger. Das Geschlecht der Epoche von 1870 wächst herauf und unterscheidet sich auch in der Sozialdemokratie nicht unwesentlich von der vorhergehenden Generation. Die Zeit der großen Hegelschen und Marxschen Konstruktionen neigt sich zum Sterben. Oben hat sie sich schon ausgelebt, und unten legt sie sich aufs letzte Lager. Die realistisch-historische Schule beginnt, das Proletariat fühlt den Umschwung, ihm fehlt der frühere Ton, es traut darum den neuen Geistern nicht recht und möchte sich von ihnen absondern, ohne es doch zu können.

Das ist kein Vorgang, der heute oder morgen zum Bruch führen wird, aber es ist eine schleichende Krisis. Der Fluß kommt auf andres Terrain und verliert damit an Kraft des Falls. Man wird nicht umhin können, sich mit den jüngern Akademikern zu vertragen, aber man wird nicht so an ihnen hängen und sie nicht so für Propheten halten, wie die Alten waren. Das große Unternehmen gerät in die zweite Hand. Da ist es dem alten Personal nicht mehr anheimelnd.

Diese Krisis hat trotz ihrer Langsamkeit viel zu bedeuten. Wie stolz war bisher die Sozialdemokratie auf die „Wissenschaft"! Der Proletarier im Bunde mit der Wissenschaft wollte die Welt aus den Angeln heben. Wissen ist Macht, Wissen macht frei! Diese Klänge werden wohl immer gedämpfter an unser Ohr dringen. Man lernt in der Praxis der Partei nun auch die Kehrseite. Wissen macht bedächtig, es behütet vor Uebereilung, Wissen mäßigt und mildert. Ohne die Vertreter der Wissenschaft kann eine Partei, die ein Fünftel des deutschen Volkes umfaßt, nicht bestehen. Der intelligente Arbeiter will nicht ewig nur die bekannte Leier hören, er dürstet nach Gedanken, er hat die Schlagworte satt, an denen sich der elementare Genosse noch erquickt. Man braucht die Wissenschaft mehr als je, und doch trauert man —, daß die Wissenschaft dem Naturgesetz der Entwicklung unterworfen ist.

Zwischen Lorbeerbüschen und roten Fahnen ragen in der Versammlung die Standbilder von Marx und Lassalle empor. Es ist, als ob sie wehmütig auf die vielen Köpfe niederschauten. Ihr Werk steht an einer Wende. Alles fließt, sagt Heraklit, den Lassalle so scharfsinnig bearbeitet hat. Die Verhältnisse bestimmen alle Ideen, sagt Marx. Kein Menschensystem ist bleibend, eins nur bleibt: die Offenbarung, von der man unter dem roten Banner so wenig wissen will. F N

Hans Sachs

Zu seinem vierhundertjährigen Geburtstage am 5. November 1894

1

Die hundertjährigen Gedenktage des scheidenden Jahrhunderts bieten nicht durchweg erfreuliche Erinnerungen. Gerade in den letzten Jahren hat die durch das säkulare Pathos zu einer angewandten Verherrlichung neuheraufbeschworne französische Revolution manchen, der gern die frühern Zeiten wieder lebendig werden lassen möchte, zurückgestoßen und vorsichtig gemacht. Unser Volk scheint eine besondre Vorliebe dafür zu besitzen, bedeutsame Tage der Vergangenheit dann um so eifriger zu verehren, je mehr die romantische Erinnerung von Blut- und Todesfarben belebt wird. Bis 1870 war es Leipzig, heute noch ist es Sedan, und nicht der 18. Januar, der das Nationalfest entscheidet. Ob es wohl nötig ist, den heutigen Deutschen durch die Gewöhnung an grause Bilder vor schwächlicher Sentimentalität zu bewahren? Ich meine, wir sollten hohen Tagen eine tiefere Bedeutung abgewinnen und sie daraufhin aufsuchen, wenigstens die Stimmung auf sie lenken. Man wird freilich keine allzugroße Unterstützung als Spielverderber finden. So gehe man zunächst daran, seinerseits im kleinen Kreise die stillern Gestalten und Szenen lebendig werden zu lassen, die uns wahrhaft bereichern und helfen können.

Zu solch einer Feier möchte ich die Freunde heut zusammenrufen; freilich werden einige sich erst werben lassen.

Denn Hans Sachs ist keine Gestalt, die uns allen von Jugend auf vertraut und lieb wäre, wie andre Männer aus seiner Zeit. Noch vor wenig Jahrzehnten war er eigentlich nur den Litteraturhistorikern bekannt, in deren fleißigen Sammelbänden er eine ungestörte und wenig verdiente Ruhe gefunden hatte. Gottsched und Tieck konnten ebenso wenig wie der Altenburgische Professor Salomon Ranisch weitere Kreise für ihn interessiren; selbst Goethe nicht. Das wurde mit einem Schlage anders durch Wagners Meistersinger. Da trat dem deutschen Volke plötzlich unter dem Namen Hans Sachs ein Mann von innig treuem, deutschem Wesen, von tiefer Religiosität und innerster Zartheit entgegen, der so heimlich und still in seiner Brust die Liebe zum jungen blühenden Leben bewahrt hat, daß er den Glauben daran behält und über den Wahn, in dem die Leute sich schinden und plagen, nur lachen kann. Die Liebe zu dieser Gestalt und zu seiner Vaterstadt Nürnberg, dieser treuen Bewahrerin deutscher Ehrlichkeit und Solidität, trieb dann manchen dazu, sich nun auch einmal den historischen Hans Sachs anzusehen. Was Wagner aus vergilbten Chroniken und abgegriffnen Dokumenten mit dem intuitiven Blick für das Wesentliche sofort herausgefunden hatte, um es künstlerisch zu gestalten, das hat nun auch wissenschaftlicher Einzelfleiß mit genau demselben Ergebnis zu Tage gefördert. Und so hat denn Goethes Zorn, der in Hans Sachsens poetischer Sendung zum Ausdruck kommt: „In Froschpfuhl all das Volk verbannt, das seinen Meister je verkannt" doch gute Früchte getragen, und wir können in diesem Jahrhundert mit frohem Mut die Freude genießen, eine treue Gestalt deutsch-evangelischen Wesens ohne Erröten feiern zu dürfen.*)

In einer glücklichen Zeit und Heimat ist Sachs aufgewachsen. Ueber seiner Jugend lohte das Wetterleuchten eines Völkerfrühlings; als die Sonne durchbrach, da hatte er die Augen schon weit genug geöffnet, um ihren seligen Schein in tiefen Zügen genießen zu können. Seine Vaterstadt Nürnberg hat den Ruhm, sich früh und treu an die Bewegung, die von Wittenberg ausging, angeschlossen zu haben. Hier hatte der deutsche Humanismus vorgearbeitet. Wer heute in das Bratwurstglöckli in Nürnberg eintritt und von der Wand all die Gesichter von Nürnbergs großen Söhnen, die ihre treuherzige Schalkheit gut bewahrt haben, auf sich blicken läßt, der spürt wohl noch einen Hauch von dem kräftigen und entwickelten Leben, das einst an den Ufern der Pegnitz gewohnt hat.

Wie friedsam treuer Sitten,
Getrost in Wort und Werk,
Liegt nicht in Deutschlands Mitten
Mein liebes Nürenberg!

Die Stadt war reich und ein Weltmarkt nach Frankreich, den Niederlanden und Italien hin; starke Zinnen und Türme hielten Wacht, an denen sogar Albrecht Achilles sich den harten Schädel eingestoßen hatte, und die die Ehre, die Reichskleinodien zu hüten, wohl zu würdigen wußten. Der Stolz der Stadt waren die beiden Dome, die Lorenz- und die Sebalduskirche, im Bau und Innern ein unvergängliches Zeugnis deutscher Ehrenhaftigkeit und Frömmigkeit. Für sie gaben Peter Vischer, Adam Krafft, Michael Wohlgemut und Veit Stoß ihr Bestes. Dürer stattete sie mit Gemälden aus, und an dem Senkblei auf ihren Mauern lernte Martin Behaim die Gesetze der Erde kennen; aus solcher Kenntnis hat er später den ersten Globus geschaffen. Der große Mathematiker Regiomontanus, Peter Hele, der die erste Taschenuhr zusammenstellte, waren hier heimisch. Die Humanisten fanden ihren geselligen Mittelpunkt in Pirkheimers Patriziersälen. Aus jedem Handwerker wurde ein Künstler, und in straffer Zunft- und Gildenzucht arbeiteten alle einander in die Hände. Die Tuchgilde erwirbt sich ein stolzes Gewandhaus, die andern Gilden wollen nicht zurückbleiben. Und neben diesen festen Bauten hat die Meistersingerschule ihr streng bewahrtes Künstlerheim, in dem die Volksschätze der alten Liederzeit mit der freilich

*) Die beiden bedeutsamsten Werke über Hans Sachs sind von Rudolf Genée, Hans Sachs und seine Zeit, ein Lebens- und Kulturbild aus der Zeit der Reformation (Leipzig 1894; 524 S. und viele Abbildungen), und von Ch. Schweitzer: Etude sur la vie et les œuvres de Hans Sachs (Paris, 1887; 480 S.).

weniger ursprünglichen Kunst der regelfesten Sangesmeister aus der Gegenwart verschmolzen wurde. Kurz, ein reiches, stolzes Leben, in dem unser Sachs aufwuchs.

Zuerst hat er in der Schule das Quadrivium absolvirt; dann ist er Schuhmacherlehrling geworden; denn der begüterte Vater Jörg hatte an sich selbst den Segen des Handwerks zu deutlich erfahren, als daß er den Jungen hätte anders aufwachsen lassen mögen. Zugleich aber durfte der Lehrling bei Meister Nonnenbeck eintreten und den „langen Ton Frauenlobs" oder den „Abendton Nachtigall" erlernen. 1511 geht er dann auf die Wanderschaft. Er marschirt über Regensburg und Salzburg nach München; in Würzburg wird Walter von der Vogelweides Grab besucht, dann wandert er über Frankfurt den Rhein hinauf. Mit Pech und Ahl wird fleißig geschafft, aber auch hie und da Schule gehalten, wo es not thut, und abends ein wenig gedichtet; wollte aber noch nicht recht gehen. 1516 kehrt er nach fünfjähriger Wanderschaft über Thüringen und Leipzig heim. Von deutschen Landen hat er nun ein gut Stück im Kopf, daneben hat er den Boccaccio und Ovidium gelesen und nun viel Lust zu etzlicher Poeterei. Doch zuerst gilts als Geselle das Meisterstück zu liefern und ein Weib zu nehmen, ohne das man nicht Meister sein kann. Alles gerät glücklich, und am 1. September 1519 rückt Sachs mit Kunigund Kreuzerin selig und fröhlich in das eigne Haus; es war dasselbe Jahr, in dem Peter Vischer sein Sebaldusgrab vollendete. Bei der Hochzeit war auch Dr. Eck anwesend.

Der wäre wohl über ein paar Jahre nicht mehr mitgegangen. Denn von Wittenberg brichts nun mit Macht herein. Pirkheimer, Reuchlins Freund, Dürer und vor allem Lazarus Spengler treten mutig für die neue Sache ein, wenn der kaisertreue Magistrat auch vorsichtig bleibt. 1522 wird die Reformation rechtlich eingeführt. Es war das Jahr, in dem das Neue Testament deutsch erschien. Stolz und Freude lag auf der Stadt: man brauchte nicht mehr zu flüstern, man jubelte es sich zu, was man so beweglich gelesen hatte. Und plötzlich erscholl aus einer kleinen, abgelegnen Schuhmacherwerkstatt ein Sang, der mit glücklichen Worten das aussprach, was alle im Herzen fühlten und doch nicht sagen konnten:

Wacht auf, es nahet gen den Tag!
Ich hör singen im grünen Hag
Ein wunnigliche Nachtigall;
Ihr Stimm durchdringet Berg und Thal.
Die Nacht neigt sich zum Occident,
Der Tag geht auf am Orient,
Die rotbrünstige Morgenröt
Her durch die trüben Wolken geht.

Mit einem Schlage war Sachs der populärste Mann in Nürnberg; und nicht nur hier. Weit in die Lande ging das fliegende Blatt von der Wittenberger Nachtigall. Sechs weitere Prosadialoge folgten, und 1526 standen in dem neuen Nürnberger Gesangbuch neben Luthers auch Sachs' Lieder.

Das war so zugegangen. Sachs hatte daheim am glücklichen Herd, vor allem aber in Wald und Feld auf einsamen Gängen gelernt, wo wahres Leben zu finden sei; da war kein Zwang und kein Gebot, da gabs keine Angst und keine Vermittlung; da sprach alles zum Herzen, und das wurde froh, weit und stark dabei. Dann saß er abends an der Glaskugel und hielt auf dem Schoße die alten Folianten, heidnische und christliche durch einander; zwischen den gelben Blättern lag auch wohl einmal ein weißes; das waren die Flugschriften, die von Wittenberg kamen. Alles stimmte so herrlich, eines griff ins andre hinein, und obs auch von verschiednen Seiten und Zeiten kam, immer wieder klang eine herzliche Bitte und eine fröhliche Gewißheit heraus: „Darf ich Dich lieben, Gott?" — „Ja, ich bin sein Kind!" Und als dann der Mönch in Wittenberg so beweglich von der Freiheit eines Christenmenschen gesprochen und gar nun die Evangelien selbst zu einem jeden reden ließ, da hielt es den stillen Mann hinter der Glaskugel nicht länger, und er riefs hinaus aus tiefer Seele, was er da erlebt. Freilich, so starke Worte, die ein- und dreinschlugen, wie Luther sie setzte, hat er nicht zur Hand. Im Gegenteil scheut er vor jeder Polemik jetzt wie immer zurück, und als man sich einmal um das Fasten streitet und es in gar zu schneller Keckheit ab-

schaffen will, meint er: Die Lieb ist die rechte Prob eines Christen und nicht das Fleischessen, denn das können Hunde und Katzen wohl auch. Aber er hat wohl gewußt, worauf es ankäme, was dem Herz Freude und Friede bringe, und das hat er immer wieder gesungen und gesagt. Für die dogmatischen Streitereien, die da oben bald nötig wurden, hat er kein Verständnis gehabt, er hat immer das Positive, auch im Unscheinbaren, gesucht. Und wenn wir — wenn auch mit Wehmut — es uns immer mehr eingestehen müssen, daß Luther dem deutschen Bürger und Bauern nur bis 1525 verständlich blieb, um dann hinter den ihm aufgedrängten Pflichten einer Kirchengründung für die Masse zu verschwinden, wenn nicht gar zweifelhaft zu werden, so werden wir mit desto größerer Freude in Sachs eben den Volksmann sehen, der nun in allverständlicher Form das weitersagte, was Luther zu sagen versagt blieb. Und er blieb in Nürnberg der feste Punkt für die reformatorische Sache. Pirkheimers aristokratische Natur wurde von den Zuchtlosigkeiten zurückgestoßen, die sich ja leider an die evangelische Bewegung anfraßen; auch Dürer war in seinen letzten Jahren lau geworden. Obwohl der Bauernkrieg Nürnberg nicht so hart mitnahm wie Würzburg und Bamberg, hatte seine blutige Fackel doch viele vom offenen Plan verscheucht. Nun bewährte es sich, wer trotzdem die Sache festhielt, weil sie ihm Herzenssache geworden war. Gewiß litt Sachs unter der unlautern Zersetzung der evangelischen Gedanken nicht weniger wie andre; aber ihm war in stillen Stunden das große Gesetz aufgegangen, daß keine Idee, die in die Welt tritt, sich in ihrer vollen Echtheit behaupten kann. Und was den andern Enttäuschung und Zweifel verursachte, das bewies ihm eben, wie rein und treu es Luther gemeint hatte.

Freilich tritt Sachs, durch die Vorsicht des Rats gezwungen, auch mehr vom öffentlichen Leben zurück. Es galt ja aber auch nun nicht mehr, Bahn zu brechen, sondern den Plan zu säubern und das kleine Unkraut auszureißen. Die Ehrenfeste seiner Vaterstadt begleitet Sachs mit langen Gesängen, aber er treibt sie nicht an, zum Schmalkaldischen Bunde zu treten, obwohl er Karl V. schon um des ewigen Krieges willen wenig leiden kann. 1546 ruft er Luthers Sarge ein innigschmerzliches Epitaphium nach, in dem die Theologie klagt, daß ihr Retter und einziger Freund geschieden sei. Aber er weiß auch guten Trost:

Ich sprach zu ihr [der Theologie]: O fürcht dich nit,
Du Heilige; sei wohlgemut,
Gott hat dich selbst in treuer Hut,
Der dir in Ueberfluß gegeben
Viel wackre Männer, so noch leben;
Die werden dich handhaben fein,
Mitsamt der christlichen Gemein,
Der du bist worden klar bekannt
Schier durch das ganze deutsche Land.

Aber 1548 lodert doch noch einmal sein heller Zorn auf, als der Stadt das Augsburger Interim aufgedrängt wird. Ueber Nürnberg kamen schwere Zeiten durch Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Bayreuth; 1557 ruft Sachs seinem Sarge einen kräftigen Totenfluch nach. Aber eigentlich daheim ist er nun in der Meistersingerschule, wo er 4272 Lieder gedichtet und dreizehn eigne „Töne" erfunden hat, vor allem aber daheim bei seinen Schwänken und Spruchgedichten, Lobgesängen und Klagereden, die er fleißig sammelt, um sich an der Massenhaftigkeit seiner Produktionen kindlich zu freuen. Bei aller Poeterei hat er das Handwerk nie an den Nagel gehängt. Als siebenundsechzigjähriger Witwer, der alle sieben Kinder verloren hat, entschließt er sich noch einmal zu einer Heirat mit Barbara Harscherin:

Die soll nun heißen Barbara Sächsin;
Bei der will enden ich mein Leben,
Gott wolle Heil und Gnade geben,
Daß in der Ehe Lieb und Treue
Von Tag zu Tage sich erneue,
Zunehm und fruchtbar auferwachs
Bis an das Ende, wünscht Hans Sachs.

Es ist rührend, wie ihm in diesem neuen Glück noch einmal die Lenztage der Jugend aufgehen. Nachdem er 1561 noch die „geschwinde Krankheit," die Pestilenz, miterlebt hat, die Nürnberg 9000 Menschenleben kostete, genoß er in heiterm Glücke trotz abnehmender Kräfte den Lebensabend, aus dem ihn ein sanfter Tod am 19. Januar 1576 in ein andres Reich führte.

P S

Die Botschaft Tolstois

11. Bekenntnisse*)

In unserm ersten Aufsatze haben wir Tolstoi mit Faust verglichen. Heute möchten wir die kühne Behauptung wagen, daß der russische Faust den deutschen an Ernst und Tiefe übertreffe. Das Leben übertrifft die Dichtung, nicht an Schönheit, aber an Wahrheit.

Goethe zeigt uns seinen Faust zuerst als einen Unglücklichen, bis zum Selbstmord Verzagten. Dann schildert er uns in allerlei Spuk und Spiel, wie dieser Faust anfangs in allerlei Genüssen und Ehren Betäubung und endlich in gemeinnützigem Wirken Befriedigung findet. Die großen Fragen, die ihn in seinem stillen Studirzimmer zur Verzweiflung trieben, werden nicht beantwortet. Tolstois Schicksal ist viel tragischer. Als er zu jener schrecklichen Verzweiflung gelangt war, hatte er die Genüsse und Ehren der Welt schon hinter sich und war nicht mehr imstande, durch diese Mittel seinen Geist von seinem Elend abzulenken. Er hatte auch die gemeinnützige Thätigkeit längst ausgeübt und wußte, daß sogar sie ihn nicht aus seiner gräßlichen Lage erretten konnte. Ihm konnte nichts helfen als eine wirkliche Antwort auf seine Fragen. Und wohl zehn Jahre, etwa das vierte Jahrzehnt seines Lebens, suchte er nach dieser Antwort, wie ein Schiffbrüchiger, der auf einem Balken im Meere schwimmt, nach dem rettenden Segel ausschaut. Als er sein Buch „Anna Karenina" beendet hatte, stieg seine Verzweiflung so hoch, daß er nichts andres mehr thun konnte als nur denken, nur denken an die entsetzliche Lage, in der er sich befand. Aeußerlich fehlte ihm ja nichts; er war gesund, reich, berühmt, hatte eine gute Frau und liebe Kinder; aber in seinem Innern peinigten ihn die bösen Fragen: Wer bin ich? Wozu lebe ich? Was hat das alles für einen Sinn?

Immer häufiger und häufiger fingen die Fragen an sich zu wiederholen, immer dringlicher verlangten sie nach Antworten, und wie Punkte, die alle auf eine Stelle hinfallen, drängten sich diese unbeantworteten Fragen zusammen zu einem schwarzen Fleck. Und mit Entsetzen und im Bewußtsein meiner Kraftlosigkeit blieb ich vor diesem Flecke stehen. Ich zählte fast fünfzig Jahre, als diese unbeantworteten Fragen mich zu der schrecklichen, gänzlich unerwarteten Lage gebracht hatten. — Dieser Seelenzustand war aus meinem ganzen vorhergegangnen Leben hervorgewachsen, aber zur Zeit meiner Verzweiflung gelangte er für mich zu folgendem Ausdrucke: Mein Leben ist irgend ein dummer, böser Scherz, den irgend jemand an mir verübt hat. . . . Unwillkürlich drängte es sich mir auf, daß irgendwo, dort, es jemanden giebt, der jetzt bei meinem Anblicke bersten will vor Lachen darüber, daß ich dreißig bis vierzig Jahre gelebt habe, gelebt und gelernt, mich entwickelnd, an Leib und Seele zunehmend, mich umhertragend mit verschiednen Vorstellungen über den Sinn des Lebens, und daß ich jetzt mit völlig gekräftigtem Geiste zu dem Gipfel des Lebens angelangt, von wo aus es ganz überblickt wird — daß ich dummer Kerl nun als ein Dummkopf auf diesem Gipfel stehe und es klar einsehe, daß es nichts im Leben giebt und auch nicht gegeben hat und nicht geben wird, und daß ich nun entsetzt darüber bin, daß man mich so lange betrogen hat. Ihm aber ist das zum Lachen.

Um diese Zeit dachte er oft daran, sich zu töten. Aber dann kam ihm wieder die Hoffnung, vielleicht habe er doch etwas übersehen, vielleicht sei der Sinn des Lebens von einer der vielen Wissenschaften doch entdeckt. Und er suchte. Aber nicht nur fand er nichts, sondern er erkannte klar, daß dort nichts gefunden werden konnte. Die mathematischen und naturhistorischen Wissenschaften fesselten ihn, sie unterrichten über allerhand Kuriositäten, aber sie beantworteten nicht seine Frage: Was kommt dabei heraus aus dem, was ich heute thue, was

*) Der Titel dieser 1879 verfaßten Schrift heißt in andern Uebersetzungen auch „Meine Beichte." Ich folge der Uebersetzung von H. v. Samson-Himmelstjerna, Leipzig, Duncker und Humblot, 1886. Die von Alexis Markow weicht wesentlich ab. Die lange Unterbrechung in dieser Aufsatzreihe (vgl. Nr. 25) erklärt sich daraus, daß jetzt die Löwenfeldsche Gesamtausgabe und Biographie versagt, hoffentlich nicht mehr lange. Herr Dr. Löwenfeld hatte die Güte, mich bei der Datirung der noch ausstehenden Werke und der Auswahl der Uebersetzungen zu unterstützen.

ich morgen thun werde, aus meinem ganzen Leben? Auch die Philosophie studirte er gern, und er schreckte vor keiner sauern Denkarbeit zurück. Aber die Vertreter der Professorenphilosophie geben überhaupt keine Antwort, sondern klassifiziren nur die Erscheinungen in neuen philosophischen Tabellen und schaffen neue gelehrte Ausdrücke für unverstandne Begriffe. Und die großen Philosophen, die der Frage nicht aus dem Wege gehen, geben eine trostlose Antwort. Es ist alles ganz eitel, der Mensch stirbt, und es bleibt von ihm nichts; des Leibes Leben ist Nebel und Trug, die Vernichtung dieses Lebens ist ein Gut; man muß sich vom Leben befreien, von jeder Möglichkeit des Lebens; das Leben ist das, was nicht sein sollte, ein Uebel, und der Uebergang zum Nichts ist das einzige Gut. So lehren der Prediger Salomo, Sokrates, Buddha, Schopenhauer. Aber Schopenhauer hat sich nicht getötet, und auch den armen Tolstoi hielt etwas vom letzten Schritte zurück.

Der Leser fragt vielleicht, ob er denn nicht in der Religion Auskunft und Trost gesucht habe. Die konnte wohl nicht in Frage kommen, die hatte er längst als unnütz abgestreift. Er war in der griechischen Orthodoxie erzogen; als er sechzehn Jahre alt war und sich mit Philosopie zu beschäftigen anfing, zerfiel das künstliche Gebäude der Glaubenslehre in Staub. Er erkannte, daß die Orthodoxie nur ein äußerliches Kennzeichen sei, eine äußere Erfüllung der rituellen Vorschriften, daß man sittliches Leben, Ehrenhaftigkeit, Herzensgüte bei nichtgläubigen Menschen häufiger findet als bei gläubigen. Und die Leute seiner Klasse, seiner Bildung warfen alle den Glauben ab mit Ausnahme Weniger, die Mißtrauen verdienten.

Aber vielleicht konnte er die ersehnte Antwort im Leben, in den ihn umgebenden Menschen finden. Er blickte um sich. Da sah er erstens die Unwissenden, die das menschliche Elend noch nicht ahnen; zweitens die, die ihre Lage verstehen, aber sich bemühen, den Blick davon abzulenken, die gut essen, gut trinken und sich mit Arbeit und Genüssen betäuben, um dem Denken zu entfliehen. Drittens waren da die wenigen, die den Tod für besser hielten als das Leben, aber nicht Kraft zum Selbstmord fanden, viertens endlich die Starken an Geist und Willen, die durch eins der vielen Mittel diesem dummen Scherze ein Ende machen. Zu den ersten und zweiten konnte er seinem Alter und Wesen nach nicht gehören, die dritten verachtete er ob ihrer Schwäche, den vierten fühlte er sich gleich.

Aber ehe er die tötliche Phiole an die Lippen setzt, läuten auch ihm die Osterglocken. Er liebt ja das gemeine Volk. Da steigt ihm die Frage auf: Wie können die gewaltigen Massen der Armen leben, seit Jahrtausenden leben, ziemlich glücklich leben, obwohl sie doch mit Leiden und Entbehrungen so reich bedacht sind? Sie mußten den Sinn des Lebens kennen, und sie kannten ihn wirklich. Aber wehe! ihre Erkenntnis war keine vernünftige, sondern eine unvernünftige. Und sie wuchs auf dem Felde, das er seit Jahrzehnten als unfruchtbar verachtet hatte: es war eine Glaubenserkenntnis. Sie verband das Endliche mit dem Unendlichen und das Zeitliche mit der Ewigkeit.

Lange konnte er sich nicht entschließen, den naiven Glauben des Volkes anzunehmen:

> Da ist Gott gleich eins und drei, da ist die Schöpfung in sechs Tagen, da sind die Teufel und Engel, und da ist aller dieser Unsinn, den ich nicht akzeptiren kann; ich kann an das nicht glauben, was unvernünftig ist.

Aber er konnte auch nicht aufhören zu leben. Es frappirte ihn namentlich die Geradheit der Volksantwort auf seine und der ganzen Menschheit Frage. Sie lautete:

> Es giebt ein unendliches Wesen, das ist Gott. Er hat alles geschaffen, sowohl die Menschen als auch dich und deine Seele, gerade das, um dessen willen du fragst. Diese vom unendlichen Gotte stammende Seele ist selbst unendlich. In dem Erdenleben sollst du deine Seele heiligen und nach dem Gesetze leben, das Gott dir geoffenbaret hat. Je besser du leben wirst, je mehr entsprechend dem Gottesgesetze, um so besser wird es deiner Seele ergehen, und zwar nicht nur hier, sondern überall und immer.

Er mußte sich sagen, daß allein dieser Glaube die Frage des Lebens löst und direkte Antwort darauf erteilt. Und er verstand, daß der Glaube nicht nur die Kunde von unsichtbaren Dingen ist, nicht nur das Verhältnis des Menschen zu Gott, nicht die Uebereinstimmung mit dem, was man dem Menschen

gesagt hat, sondern daß er vor allen Dingen die Kenntnis des Sinnes des menschlichen Lebens ist, die Kraft, dank der der Mensch sich nicht vernichtet, sondern lebt.

Er verstand ferner, daß eine vernünftige, philosophische Erkenntnis nur den wenigen Philosophen hätte eigen sein können, während der Glaube der ganzen Menschheit zugänglich ist, und daß der Glaube die Weisheit von Jahrtausenden und vielen Milliarden von Menschenseelen darstellt. Folglich darf der Glaube nicht als etwas Unnützes und Dummes fortgeschleudert werden.

Er bemühte sich nun redlich, die Erbweisheit seiner Vorfahren zu erwerben, d. h. den orthodoxen Glauben seiner Landeskirche vollständig wieder anzunehmen. Er machte wieder Jahre mühseliger Denkarbeit und Seelenqual durch. Zuerst näherte er sich den Gläubigen seines Standes. Enttäuscht wich er zurück. Denn er fand, daß das Leben dieser Leute dasselbe war wie das seinige von jeher, jedoch mit dem großen Unterschiede, daß es ihrem vorgeblichen Glauben nicht entsprach. Sie hatten auch keinen andern Sinn des Lebens als zu leben, so lange es sich leben läßt, und alles zu erraffen, was nur die Hand zu erreichen vermag. Sie fürchteten gerade so wie er und die andern Ungläubigen Entbehrungen, Leiden und Tod, denn sie waren begierig nach irdischen Gütern und lebten der Befriedigung ihrer Lüste. Ihr Glaube mochte vielleicht tauglich sein zur Ergötzung eines auf seinem Totenbette Reue empfindenden Salomo, aber er paßte nicht für zerquälte, leidende Sklaven.

Wieder setzte er seine Hoffnung auf das gemeine Volk, und hier fand er wieder, was er suchte. Die Glaubenslehre war bei den einfältigen Arbeitern freilich dieselbe wie in seinem Kreise; auch hier war den der Vernunft widerstrebenden Wahrheiten eine Menge Unsinn beigemischt. Aber ihr ganzes Leben war ein andres; es bestätigte ihre Glaubenserkenntnis. Er sah, daß diese Menschen Krankheit und Kümmernisse ohne irgend ein Mißverstehn und Widerstreben extragen, vielmehr der ruhigen Ueberzeugung sind, daß alles das nicht anders sein könne, daß alles das gut sei. Er sah solche, die zwanzigjähriges Leiden in fortwährender gerührter Dankbarkeit gegen Gott ertrugen; er sah Tausende, die alles entbehrten, was Seinesgleichen für notwendig hielten, und doch die größte Glückseligkeit empfanden; er sah Sterbende, die nicht nur mit Ruhe, sondern mit Freudigkeit schieden. Diese Leute wußten zu leben und zu sterben.

Und nun empfand er die große Wahrheit, daß vormals nicht sowohl die Verirrung seines Denkens ihm die Wahrheit verdeckt hatte, als vielmehr sein Leben, sein unter günstigsten Verhältnissen epikuräisch verbrachtes Leben. Darum änderte er nun sein Leben und begann so zu leben, wie die armen Arbeiter. Und je länger und besser er ihre Lebensweise auf sich nahm, desto sicherer wurde er, daß er den wahren Sinn des Lebens gefunden habe. Folgendes war das Ergebnis des langen Suchens und Ringens:

> Ich bin durch den Willen Gottes in diese Welt versetzt worden. Gott hat mir das Gesetz und die Gebote gegeben, nach denen ich zu leben habe, und dazu hat er mir eine noch klarere Anleitung zum Leben in der Lehre und dem Leben Jesu Christi gegeben. Der Sinn des Lebens erschließt sich nur dann, wenn dieser Lehre gemäß gelebt wird.

Tolstoi erzählt sein Leben in den Bekenntnissen noch etwas weiter. Wir brechen für diesmal ab. Noch wird er Hindernisse zu überwinden haben, namentlich noch das große Hindernis, das die Orthodoxie dem Glauben entgegensetzt. Bode

---

Verschiedenes

(Volksrundschau und kein Ende) Ein Pfarrer, der trotz erheblichen Anstoßes an einzelnen Darbietungen der Täglichen Rundschau viel Anerkennung zollt, schreibt uns über die Volksrundschau:

„Seit einigen Tagen erscheint in der Volksrundschau eine Geschichte: Zwei arme Junker. Wie tief diese Erzählung das Pfarrhaus, Pastor und Pastorsfrau, herabwürdigt, muß man selbst lesen, um es zu glauben. Vor mir liegt Nr. 3 von Sonntag, dem 21. Oktober; ich habe sie jetzt dreimal gelesen, und immer wieder frage ich mich: ist das die berühmte Volksrundschau, die das deutsche Volk zu seiner Höhe zurückführen will? Ob denn Herr Dr. Lange wirklich nicht weiß, daß das deutsche Volk und das Evangelium zusammengehören, und daß jede

Herabsetzung des Standes, der das Evangelium verkündet, auch eine weitere Herabsetzung des Evangeliums bedeutet? Oder liegt denn hier irgend ein andrer Grund vor, immer wieder solche Stoffe zu bieten? Ja, sollen wir Geistlichen denn dann wirklich noch gut genug sein, solche Zeitung verbreiten helfen zu dürfen, wenn so wenig Gutes an uns zu finden ist?“

Von andrer Seite werden wir gedrängt, ein Wort zu Gunsten der Deutschen Tageszeitung zu sagen. In der That sind es gute Worte, wenn in der Probenummer zu lesen war:

„Deutschtum ohne Christentum ist ein Zerrbild. Das deutsche Wesen hat sich mit dem Christentum so innig verwoben und verschmolzen, daß eine Trennung unmöglich ist. Deutsch sein heißt christlich sein: aber nicht Engherzigkeit und Verknöcherung, nicht konfessionelle Kampfessucht entspricht dem deutschen Wesen; das lebendige Christentum, das die Selbstsucht tötet, das die Hand öffnet zur linden That, das im Besitze ein Gotteslehen, in der Arbeit einen Gottessegen sieht, das im Herzen die Liebe entzündet, ist unsers Volks Allheilmittel. Wer für deutsche Art kämpfen und wirken will, der kann nicht anders, er muß zugleich kämpfen für das lebendige Christentum.“

Aber vorläufig sind keine Bürgschaften gegeben dafür, daß die Verbindung von Christentum und Politik, wie sie Reichsbote und Kreuzzeitung vertreten, und die damit zusammenhängende hochparteiische Behandlung innerkirchlicher Angelegenheiten hier vermieden werden soll. Die Person des Herausgebers läßt eher das Gegenteil vermuten. Der Beachtung und Beobachtung unsrer Freunde empfehlen wir das Blatt sehr gern. Es schadet nichts, wenn sie sich in immer weiterem Kreise davon überzeugen, daß andre das Volksblatt nicht machen werden, das unser Volk unsrer Ueberzeugung nach braucht, und daß es endlich unsre Pflicht sein wird, selbst Besseres zu bieten. Es wäre nicht ohne Wert, wenn Leser, die ein solches Unternehmen mit Rat und That zu fördern willens und imstande sind, sich in Austausch mit dem Herausgeber dieses Blattes setzen würden. Der Gedanke ist alt genug, es wird die Zeit kommen, wo er als reife Frucht die That hervorbringt. R

(Der Brief des Apostels Paulus an die Jakober) Der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung war es vorbehalten, einen neuen Paulusbrief zu entdecken, und zwar geschrieben an die Jakober. Der russische Wunderpriester Vater Johann verwendet ihr zufolge bei seinen Heilungen „die Worte aus dem Briefe des Apostels Paulus an die Jakober (5. Kapitel, Vers 14—15): Ist jemand krank, der rufe . . . .“ Leider findet sich diese Stelle in dem bereits dem Neuen Testament einverleibten Briefe des Jakobus, und es liegt also keine Entdeckung, sondern ein verzeihlicher Irrtum vor! Bei ihrer Abneigung gegen alles soziale Christentum ist der Norddeutschen Allgemeinen der Brief des Jakobus offenbar besonders unbekannt. Dutzende von Zeitungen scheinen die Geschichte von dem Wunderpriester mitsamt dem hübschen Zitat schleunigst nachgedruckt zu haben, z. B. die Frankfurter Zeitung, die Schlesische, die Weserzeitung, die Volksrundschau. Vielleicht wäre bei einem alttestamentlichen Zitat die Nachfolge der Norddeutschen weniger imposant ausgefallen. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 44 der „Chronik der Christlichen Welt“

Zur dreihundertsten Wiederkehr des Geburtstags Gustav Adolfs ist im Verlage von Fr. Richter in Leipzig ein bedeutsames Werk erschienen, das geeignet ist, die Aufmerksamkeit kirchlicher Kreise in hohem Maße auf sich zu ziehen. Es betitelt sich „Gustav-Adolf-Stunden“ und enthält 38 Vorträge über Gustav Adolf und das Gustav-Adolf-Werk nach allen in Frage kommenden Gesichtspunkten. Aehnlich wie die sogenannten Missionsstunden geben diese Gustav-Adolf-Stunden Aufschluß über das Gesamtgebiet des nach dem großen Schwedenkönig genannten evangelischen Liebeswerkes. Die hervorragendsten Theologen Deutschlands wie Oberkonsistorialrat D. Dibelius in Dresden, Generalsuperintendent D. Schuster in Hannover, Oberkonsistorialrat D. Burger in München, Geheimer Kirchenrat D. Fricke in Leipzig, Oberkonsistorialrat D. Reichard in Posen, Superintendent Trümpelmann und Militäroberpfarrer Dr. Hermens in Magdeburg, Pfarrer D. v. Zimmermann in Wien, Superintendent D. Großmann in Grimma, Professor D. Witte in Schulpforta u. a. haben an dem Buche mitgearbeitet. Herausgegeben ist es von Pastor Blanckmeister in Dresden, dem Redakteur des Sächsischen Gustav-Adolf-Boten. Das Buch hat, obwohl es erst seit kurzem erschienen ist, bereits das allgemeinste Interesse erregt und kann aufs wärmste empfohlen werden. Im Verhältnis zu der Reichhaltigkeit und der guten Ausstattung des Buches muß der Preis (3 Mk. 50 Pf., eleg. geb. 4 Mk. 50 Pf.) als ein sehr billiger bezeichnet werden.

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Cand. min. sucht Hilfspredigerstelle unter bescheidenen Anspr. jetzt oder später. Off. unter L 1000 an die Exped. d. Blattes erbeten.

Töchterheim Cassel, Pensionat des Ev. Diakonievereins, Selbstkostenpreis. Vgl. Nr. 23 der Christl. Welt. Näheres durch Prof. Dr. Zimmer, Herborn, Bez. Wiesbaden.

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph in Giessen Nr. 162
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Neuester Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Grau, † Prof. D. R. F., **Gottes Volk und sein Gesetz.** Bruchstücke e. bibl. Theologie Alten Test. Nebst d. Vortrag „Ueber d. Buch Hiob“ als Anhang. 2 M. (Letzter. allein 40 Pf.)

Kölling, Sup. D. W., **Pneumatologie** oder die Lehre von der Person des heiligen Geistes. 6 M.

Dalmer, Lic. theol. Joh., **Die Erwählung Israels** nach der Heilsverkündigung des Apostels Paulus. 2 M.

Schäder, Lic. E., **Die Bedeutung des lebend. Christus** für die Rechtfertigung nach Paulus. 2,40 M.

Buchner, Missionsdirektor C., **Acht Monate in Südafrika.** Schilderung der dortigen Missionen der Brüdergemeine. Mit einer Kartenskizze. 1,60 M.

Ganze Bibliotheken wie einzelne Werke von Wert kauft gegen sofortige Zahlung zu den höchsten Preisen
Alfred Lorentz, Antiquariat, Leipzig, Kurprinzstr. 10.

Dr. Amelungs Kuranstalt Königstein im Taunus
in herrlichster Lage, 400 Meter hoch. Mildes Wasserheilverfahren, Massage, Elektrotherapie, Freiluft- und Diätkuren. Gute Erfolge, besonders bei Nerven-, Magen-, Hals- und Lungenleiden, Blutarmut, Fettsucht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten
Prospekte auf Wunsch

Soeben erschien:

Hoffmann, H., Pastor D., **Eins ist not.** Ein dritter Jahrgang Predigten meistens über freie Texte. Brosch. 5 Mk. 60 Pf., gbd. 6 Mk. 60 Pf.

——, **Christblumen.** Eine Sammlung von Ansprachen zu Christvespern. Zweite Aufl. Brosch. 80 Pfge., hübsch gebunden 1 Mk. 20 Pfge.

Frühere Werke desselben Verfassers:

Die Bergpredigt des Herrn Jesu Christi. In vierzehn Predigten ausgelegt. 1 Mk. 60 Pfge., in Geschenkband 2 Mk. 40 Pfge.

Unterm Kreuz. Ein Jahrgang Predigten meistens über freie Texte. 2. verm. Aufl. 5 Mk. 60 Pfge., in Geschenkband 6 Mk. 60 Pfge.

Kreuz und Krone. Ein Jahrgang Predigten meistens über freie Texte. Brosch. 5 Mk. 60 Pfge., in Geschenkband 6 Mk. 60 Pfge.

Sünde und Erlösung. Zwölf Predigten in der Fasten- und Osterzeit. Zweite Aufl. 1 Mk. 60 Pfge., in Geschenkband 2 Mk. 40 Pfge.

Der Heilsweg. Vier Predigten. Zweite Auflage. Brosch. 1 Mk. 20 Pfge., in Geschenkb. 2 Mk.

R. Mühlmanns Verlag (Max Große), Halle a. S., Schulstr. 10.

Die 350jährige Jubelfeier des Straßburger theologischen Studienstifts

Am 8. Oktober ist an sämtliche Geistliche von Elsaß-Lothringen sowie an die Mitglieder des Direktoriums und des Oberkonsistoriums der Kirche A. K. und an die Professoren der theologischen Fakultät in Straßburg folgende Einladung ergangen:

Hochgeehrter Herr! Mehrfache Anregung ließ in uns den Gedanken reifen, das Gedächtnis des dreihundertundfünfzigjährigen Bestehens unsers theologischen Studienstifts (Collegium Wilhelmitanum) um so weniger spurlos vorübergehen zu lassen, als es vor fünfzig Jahren zu einer dreihundertjährigen Jubelfeier nicht gekommen ist, während mit einer heurigen Feier zugleich das vierhundertjährige Andenken an die Geburt Caspar Hedios, des Begründers unsrer Anstalt, zusammenfallen würde. Wir haben also in diesen Tagen die Vorbereitungen zu einem solchen Feste getroffen und beehren uns, Sie zur Beteiligung daran ergebenst und freundlichst einzuladen. Es soll hier am Mittwoch den 7. November gefeiert werden und bestehen aus 1. einem um 11¼ Uhr in der Wilhelmer-Kirche stattfindenden Festakte, 2. einem um 1 Uhr sich daran schließenden Festmahle im Bäckehiesel bei der Orangerie (Kuvert mit Tischwein zu 3,50 Mark), 3. einer dort um 8 Uhr beginnenden geselligen Vereinigung. Um die Zahl der Teilnehmer rechtzeitig feststellen zu können, ersuchen wir Sie, den mitunterzeichneten Schriftführer längstens bis Montag den 29. Oktober wissen zu lassen, ob wir auf Ihre Beteiligung zählen dürfen. Keine Antwort wird als Absage betrachtet. In der frohen Hoffnung auf ein gesegnetes Fest und brüderliches Zusammensein grüßt

die Verwaltungskommission des theol. Studienstifts von St. Wilhelm
Der Vorsitzende: Prof. D. Holtzmann, der Schriftführer: Studiendirektor Lic. theol. Erichson. Die Mitglieder: Dr. E. Böckel, Sanitätsrat, Pfarrer Lic. theol. Gerold, Pfarrer Kopp, Pfarrer Meyer, Professor D. Nowack, Professor Dr. R. Reuß.

Diese Einladung ist bereits auch an einige frühere Alumnen des Stiftes abgegangen, deren Adresse zur Zeit genau bekannt war. Wir hoffen aber, daß sie auf dem hier gewählten Wege noch an manche Geistliche gelangen wird, die einen Teil ihrer Studienzeit im Wilhelmitanum verbracht haben. Es wird ferner von Interesse sein, zu erfahren, daß Direktor Erichson eine Festschrift: Das theologische Studienstift Collegium Wilhelmitanum 1544—1894 im Verlage von Heitz und Mündel in Straßburg (VIII und 212 Seiten gr.-8°, zu 3,50 Mk.) veröffentlicht hat. Sie wird geschmückt durch das Bildnis Caspar Hedios (in Lichtdruck nach dem Skizzenbuch von Baldung Grün im Karlsruher Museum). Unter vier andern Illustrationen in Zinkotypie dürfte ganz besonders die Ansicht des St. Thomasstifts den ehemaligen Alumnen eine liebe Erinnerung sein.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von C. A. Schwetschke & Sohn, Verlagsbuchhandlung in Braunschweig